

Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft.

1927, Nr. 5.

— Abteilung A (Vereinsnachrichten) —

6. April.

RICHARD MEYER (1846—1926).

Wenige Monate, nachdem er seinen 80. Geburtstag gefeiert und eine herzliche und weitreichende Anerkennung gefunden hatte, ist Richard Meyer nach kurzer Krankheit am 26. November 1926 sanft verschieden. Das Glück, das ihn ein langes Leben hindurch begleitet hat, ist ihm bis zum Ende treu geblieben.

„Ich bin am 20. Juli 1846 zu Pankow bei Berlin geboren, wo die Eltern eine Sommerwohnung inne hatten“ heißt es in einer autobiographischen Niederschrift. Wer heute durch das alte Pankow fährt und es sich als Sommerfrische wohlhabender Bürger vorzustellen sucht, an dem ziehen die Wandlungen vorüber, die Berlin und mit ihm Deutschland in diesen acht Jahrzehnten erfahren haben. Richard Meyer wuchs in dem Berlin auf, wo Gottfried Keller darbend und ringend seinen „Grünen Heinrich“ niederschrieb, und wo das Wirken eines Bismarck, eines Lassalle eben jene Wandlungen vorbereiten half. In der Lebensbeschreibung seines jüngeren Bruders Viktor, die Richard Meyer verfaßt hat, schildert er die gemeinsam verbrachte Jugend- und Studentenzeit so heiter und anschaulich, daß man nichts hinzufügen mag. Als er 1864 die Universität Berlin bezog, hörte er noch Chemie bei Heinrich Rose, Physik bei Gustav Magnus und mußte praktisch chemisch im Privatlaboratorium von Franz Sonnenschein arbeiten, da es noch kein chemisches Institut der Universität gab. Das Studium führte ihn einige Semester zu Bunsen nach Heidelberg, wieder nach Berlin zurück und schließlich zu Wöhler nach Göttingen, wo er mit einer Arbeit über das Indium 1868 promovierte. Er genügte seiner Militärpflicht und trat dann für einige Zeit in eine Kattundruckerei zu Mühlhausen i. E. ein, um die coloristische Tätigkeit praktisch zu erlernen, da er später die Kattunfärberei und -druckerei des Vaters übernehmen sollte. Der Aufenthalt im Elsaß fand einen jähren Abschluß durch den Ausbruch des 70er Krieges. Ins Feld kam er nicht, da ein Knieleiden, das er sich während des Einjährigen-Jahres zugezogen hatte, ihn nicht volldiensttauglich machte; aber er war zunächst in Lazaretten tätig und mußte später als Landwehrmann Gefangene bewachen und Ersatzreserven ausbilden.

Als der Frieden zurückgekehrt war, begann Richard Meyer seine Tätigkeit in der väterlichen Fabrik. Sie dauerte nicht lange. Die politischen Wandlungen hatten die wirtschaftlichen Bedingungen des Unternehmens recht ungünstig gestaltet, wohl wesentlich infolge des Wettbewerbs der



Richard Meyer.

Elsässer Färbereien, und es wurde schon 1873 aufgelöst. Ein Versuch, sich mit einer eigenen chemischen Fabrik unabhängig zu machen, schlug fehl und lehrte ihn, daß er nicht das Zeug zum Geschäftsmann hatte. So entschloß er sich, eine völlig neue Bahn einzuschlagen. Daß das Unterrichten ihm große Freude machte und er dazu wohl befähigt war, hatte er mehrfach erprobt, so z. B. bei chemischen Experimentalvorträgen, die er im Berliner Handwerker-Verein abgehalten hatte, und er ging daher mit dem Gedanken um, sich bei Baeuer in München zu habilitieren. Als ihm deshalb durch seinen Bruder Viktor, der schon seit einigen Jahren in Zürich wirkte, das Angebot zuging, die Lehrstelle für Physik und Chemie an der Bündner Kantonschule zu Chur anzunehmen, griff er zu und siedelte 1876 nach der Schweiz über.

Neun Jahre weilte er in Chur, und wenn er von dieser Zeit erzählte, so umwob sie stets ein besonderer Glanz. Das schöne Land, das er auf mancher Bergfahrt kennen lernte, ein anregender Verkehr, Besuche aus Zürich und in Zürich, wo er auch gelegentlich Männer wie Gottfried Keller an der Wirtstafel traf, eine Tätigkeit, die ihn zunächst ganz ausfüllte und für die er volle Anerkennung fand, und dies alles in der Frische des ersten Mannesalters. Die Kantonschule zerfiel in ein Gymnasium, eine technische und eine merkantile Abteilung, und der Unterricht, den er zu erteilen hatte, entsprach wohl im ganzen dem in einer deutschen höheren Realschule. Richard Meyer war der geborene Lehrer. Bis ins hohe Alter hinein bewahrte er sich die Freude an den Menschen und vorzüglich an der Jugend — das Aufleuchten seiner Züge, wenn er einen Bekannten wiedersah, ist mir von seinem persönlichen Wesen ganz besonders in Erinnerung —, er blieb für Neues wach und aufgeschlossen und teilte das Selbsterlernte und -erfahrene gern dem Jüngeren mit. Die Schranke, die so oft und so früh den Jüngeren vom Älteren, den Schüler vom Lehrer trennt, daß das Neue, das dem Jungen am wertvollsten ist, den Älteren nicht mehr fesselt, weil sein Auge mit Vorliebe nur auf das Vergangene gerichtet ist, diese Schranke fehlte bei ihm fast ganz. Und dieser Gesinnung entsprachen seine äußeren Gaben: Eine glückliche, freimütige Redegabe, eine gute Gesundheit, eine schwungvolle, stets bereite Arbeitskraft ließen ihn schwer ermüden und erlaubten es ihm, mit den Jungen jung zu sein. Daß seine Menschenkenntnis nicht stark war und er leicht zu Gutes von denen glaubte, mit denen er zu tun hatte, bedeutete nicht notwendig eine Hemmung.

Die Laboratoriums-Bedingungen waren in Chur doch so günstig, daß er selbst wissenschaftlich arbeiten konnte, und daß gelegentlich junge Leute bei ihm ihre Doktor-Arbeit durchführten, mit der sie dann in Zürich promovierten. Er war seiner Schulung nach durchaus Anorganiker und hatte die organische Chemie nur als Colorist kennen gelernt. Jetzt vertiefte er sich aufnehmend, schriftstellernd und mit eigenen Versuchen in die neuere organische Chemie, wie sie sich durch die Forschungen Kekulés, Baeyers, seines Bruders und vieler anderer so stürmisch und erfolgreich entwickelte. Sie hatte so für ihn den besonderen Reiz eines Gebietes, das man sich ganz durch eigene Arbeit angeeignet hatte. Er übernahm unter anderem die Bearbeitung der Farbstoffe für Bolleys Handbuch der chemischen Technologie, eine Aufgabe, die er freilich äußerer Umstände wegen erst viele Jahre später zum Abschluß bringen konnte. Damals veröffentlichte er auch eine Neubearbeitung von Faradays „Naturgeschichte einer Kerze“ und verriet

so seine Vorliebe für ein volkstümliches Verbreiten der Wissenschaft — ein Zug, der ihn sein Leben lang begleitete.

Im Laufe der Jahre verschob sich das Feld seiner Arbeit ein wenig. Schon von Anfang an gehörte es zu den Aufgaben, denen er sich nicht entziehen mochte, Mineralwässer zu untersuchen und allerlei Gutachten für Behörden und Privatpersonen abzugeben. Diese Tätigkeit nahm einen noch größeren Umfang an, als in den 80er Jahren der Kanton eine Lebensmittel-Kontrolle einführte. Richard Meyer hätte sich entschließen müssen, sich auf Kosten seiner sonstigen wissenschaftlichen Arbeit wesentlich der Nahrungsmittel-Chemie zu widmen. Es kam hinzu, daß sein Bruder von Zürich nach Göttingen berufen wurde, und so die Anregung fortfiel, die ihn an die Schweiz fesselte. So entschied er sich 1885 dafür, Chur zu verlassen und eine neue Stellung zu suchen, die seinen Neigungen mehr entsprach. Nach einer kurzen Tätigkeit bei den Höchster Farbwerken, habilitierte er sich 1886 bei Baeyer in München und verwirklichte so einen alten Plan. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange. Er glaubte, es seiner Laufbahn schuldig zu sein, sich um eine Professur für chemische Technologie an der Staatsgewerbeschule zu Reichenberg in Böhmen zu bewerben, die ihm „wie auf den Leib geschrieben“ war, denn es war u. a. praktische Erfahrung in der Färberei und im Zeugdruck, womöglich auch in der Farbenfabrikation, erwünscht. Seine Bewerbung hatte Erfolg, und so zog er 1887 nach Reichenberg, so schmerzlich es ihm auch war, München und das reizvolle Leben im Baeyerschen Institut zu verlassen, wo damals Männer wie Königs und v. Pechmann, Friedländer und Bamberger wirkten. 1889 kam die Berufung an die Technische Hochschule zu Braunschweig als Nachfolger des Technologen Knapp, und hier entfaltete er bis zum Ende seines Lebens eine mannigfaltige und fruchtbare Tätigkeit.

Knapp, ein Schwager Liebigs und bedeutender Technologe, dessen Arbeiten und Anschauungen in der Gerberei-Chemie noch heute von Einfluß sind, hatte die neuere Entwicklung der organischen Chemie nicht mitgemacht. In der Bibliothek fehlten selbst der „Beilstein“ und die „Berichte“. So sah sich Richard Meyer genötigt, das Laboratorium für seine Zwecke in mancher Hinsicht umzugestalten und vieles Neue anzuschaffen, soweit die zunächst recht mäßigen Mittel reichten. Daß es ihm trotzdem gelang, mit Knapp in freundschaftliche Beziehungen zu treten, die bis zu dessen Tode 1904 unverändert andauerten, ist wohl ein Zeichen dafür, wie rücksichtsvoll und gütig er es verstanden hat, das Mißtrauen und die Verstimming des älteren Mannes zu überwinden. Die wissenschaftliche Arbeit wurde zunächst dadurch etwas gehemmt, daß die Zahl der Mitarbeiter klein blieb, solange den Technischen Hochschulen das Promotionsrecht abging. Dies besserte sich bekanntlich im neuen Jahrhundert, und es entwickelte sich nun ein reges Laboratoriumsleben, das er frisch und unermüdlich leitete, unterstützt von seinem Assistenten und Freunde Joachim Biehringer.

Eine Änderung in seiner Stellung trat 1899 ein. Nach dem Rücktritt des Chemikers Robert Otto übernahm Richard Meyer die Professur für Chemie; von der chemischen Technologie behielt er nur die Technologie der Farbstoffe und Fasern. Für die übrigen Gebiete der organischen Technologie blieb eine eigene Professur erhalten, während die anorganische Technologie einer neu errichteten Professur für physikalische Chemie angegliedert wurde. Bodländer wurde an diese Stelle berufen. Mit seiner ganzen Ent-

schiedenheit und Lebhaftigkeit hatte sich Richard Meyer für die Schaffung des physikalisch-chemischen Lehrstuhls eingesetzt, des ersten, der an einer Technischen Hochschule begründet wurde. Wenn man damit das Verhalten der leitenden Chemiker nicht nur jener Zeit, sondern selbst der heutigen vergleicht, so erkennt man schlagend, wie frei von Vorurteilen und vom Gedanken an den eigenen Nutzen er solche Fragen zu behandeln pflegte. Der Fortschritt der Wissenschaft war ihm wirklich das Erste und allein Notwendige.

Seine Untersuchungen befaßten sich zunächst mit der Frage nach der Konstitution der Phthaleine¹⁾. Er vertrat eine Auffassung, die zurzeit nicht allgemein war; während man meist annahm, daß der Phthalsäure-Rest bei der Kondensation mit den Phenol-Molekülen in die *m*-Stellung zu den Hydroxylgruppen eintrate, hielt er dafür, daß z. B. beim Fluorescein die Kondensation in der *o,p*-Stellung erfolgte, und daß sich dabei unter Abspaltung eines Wasser-Moleküls ein Pyron-Ring bildete. Der Versuch bestätigte seine Anschauungen weitgehend, er konnte im Fluoran den Grundkörper der ganzen Fluorescein-Gruppe kennzeichnen und hat dessen Abkömmlinge verschiedener Art eingehend untersucht. Viele der hierbei gefundenen Stoffe zeichneten sich durch eine prachtvolle Fluorescenz aus — ein Reduktionsprodukt des Fluorans von noch unbekannter Konstitution gibt einen stark grün fluoreszierenden Dampf²⁾ —, während anderen Stoffen ähnlicher Struktur das Fluorescenzvermögen fehlt. Dies reizte ihn, die Frage anzugehen, mit welcher Eigenschaft der Konstitution ein solches Fluorescenzvermögen verknüpft sei³⁾. Er glaubte zunächst, bestimmte fluorophore Gruppen, z. B. den Pyron-Ring, aufzuzeigen zu können, deren Wirkung durch andere Gruppen verstärkt würde, ähnlich wie die auxochromen Gruppen das Färbevermögen der Chromophore beeinflussen. Aber Johannes Stark wies später darauf hin, daß man auch auf die Fluoresceine im Ultravioletten Rücksicht nehmen müsse, und daß dann das Fluorescenzvermögen an das Vorhandensein von Absorptionsbanden im Ultravioletten gebunden scheine. Richard Meyer war sachlich genug, seine große Kenntnis fluoreszierender organischer Stoffe mit Starks physikalischer Einsicht bei der Erforschung dieser Erscheinungen zu vereinigen⁴⁾.

Unter seinen mannigfaltigen weiteren organischen Arbeiten seien namentlich noch die über die pyrogene Acetylen-Kondensation erwähnt, die ihn in den letzten Jahren seiner Laboratoriums-Tätigkeit beschäftigten⁵⁾. Anknüpfend an einen alten Versuch Berthelots stellte er durch Einwirken von Wasserstoff auf Acetylen bei Temperaturen über 600° einen Acetylen-Teer her. Es konnten in ihm viele Kohlenwasserstoffe (Benzol, Toluol, Naphthalin, Diphenyl, Inden, Fluoren u. a.) nachgewiesen werden, die auch im Gas-Teer enthalten sind. Danach ist es wahrscheinlich, daß bei diesem, wenigstens zum Teil, die Kohlenwasserstoffe durch Kondensation des Acetylens entstanden sind. Die Arbeit ist auch insofern bemerkenswert, als sie zu den ersten gehört, bei der die technisch wichtigen Kohlenwasserstoffe durch Synthese in großem Maßstabe hergestellt wurden. Wie sehr diese Aufgabe im Mittelpunkt der heutigen technischen Chemie steht, ist wohlbekannt.

¹⁾ B. 21, 3376 [1888], 24, 1412 [1891], 25, 1385, 2118 [1892].

²⁾ B. 25, 3586 [1892]. ³⁾ Ztschr. physikal. Chem. 24, 468 [1897].

⁴⁾ Physikal. Ztschr. 8, 250 [1907]. ⁵⁾ B. 45, 1609 [1912].

Neben dieser forschenden Arbeit entfaltete er wieder eine lebhafte literarische Tätigkeit. Seit 1891 gab es das „Jahrbuch der Chemie“ heraus. Der weite Kreis seiner wissenschaftlichen Bekannten, seine persönliche Liebenswürdigkeit, starke Arbeitskraft und schriftstellerische Gewandtheit machten ihn ganz zum Mann, um ein solches Unternehmen durchzuführen und auf der Höhe zu halten. Günstig war auch das rege naturwissenschaftliche Leben, das um die Jahrhundertwende in Braunschweig kreiste; im Braunschweiger „Verein für Naturwissenschaften“, dessen Vorsitz Richard Meyer mehrfach führte, hörte man Vorträge von Elster und Geitel, von Giesel, von Bodländer. Gar mancher wird bedauern, daß das „Jahrbuch“ der Not des Krieges erlegen ist. Es ist doch eine Gefahr, die stark die Naturwissenschaften, ja unsere Kultur überhaupt, bedroht: Ein jeder geigt, und keiner hört zu. Man entbehrt deshalb ungern auch nur ein Unternehmen, das bei der an sich guten und notwendigen Zer-
splitterung der Einzelforschung die Fortschritte jedes Jahres zusammenfaßt und sie zueinander in Beziehung setzt. Den Nachruf auf seinen Bruder Viktor, den er in den „Berichten der Deutschen Chemischen Gesellschaft“ veröffentlichte, erweiterte er zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung, und diese gestaltete sich bei der Fülle der Fäden, die eine so glänzende Persönlichkeit wie Viktor Meyer mit wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Kreisen verknüpfte, zu einem bunten Zeitbild der letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts.

Bei einer nicht rein chemischen Arbeit, wie dieser Biographie, fand Richard Meyer eine wertvolle Gehilfin in seiner Frau. Sie war die Tochter des ausgezeichneten Volksschriftstellers Bernstein, und in ihrem Erbgut fand sich ein guter Anteil der literarischen Befähigung des Vaters. Auch in vielen anderen Dingen teilte sie die Neigungen ihres Mannes: lebhaft, hilfreich und immer tätig, gesellig und musikalisch begabt, hat sie mehr als 55 Jahre lang mit ihm ein im wahren Sinne gemeinsames Leben geführt. Sie hatten zwei Kinder; einen Sohn, der als Leiter der medizinischen Klinik zu Göttingen einen weitbekannten Namen hat, und eine Tochter, die im Hause der Eltern blieb. Auch in ihr spürt man etwas vom Erbe des Großvaters, wenn sie etwa im Auftrage der Schweizer Gesellschaft für Volkskunst Schweizer Volkslieder sammelte.

Richard Meyer war fast 70 Jahre alt, als der Krieg ausbrach. Er hatte sich schon mit dem Gedanken getragen, dann von seinem Amt zurückzutreten, da sich doch das Alter in einer mäßigen Harthörigkeit zu äußern begann. Jetzt aber mußte er seinen Rücktritt bis zum Jahre 1918 hinausschieben. Unermüdlich tätig und helfend, wo er nur zu helfen vermochte, verbrachte er die harten Kriegsjahre; er optimistisch und vertrauensvoll, seine Frau pessimistisch und voll trüber Ahnungen. Kriegsende, Revolution und Inflation brachten ihm neue und schwere Nöte. Dazu kam noch die Sorge um seinen Sohn, der damals Leiter der medizinischen Klinik in Straßburg i. E. war, beim Einrücken der Franzosen sein Amt verlor und nach Deutschland flüchten mußte. Aber als er bald darauf in der gleichen Stellung nach Göttingen berufen wurde, und der Vater das Glück hatte, sich der Erfolge seines Sohnes in nächster Nähe zu erfreuen, da wandte sich alles doch noch zum Besseren, und er konnte seine letzten Jahre mit einem gewissen Behagen verbringen. Die Arbeit gab er auch jetzt nicht auf. In der Technischen Hochschule hielt er Vorlesungen über die Geschichte der Chemie

— die Persönlichkeit Heinrich Klaproths fesselte ihn dabei besonders —, ferner eine volkstümliche Vortragsreihe über Chemie, der Aufforderung eines Ausschusses für Volksbildung folgend. Beide hat er noch im Druck erscheinen lassen können.

Bei der Feier seines 80. Geburtstages durfte er wohl sagen, er glaube, jetzt genug gearbeitet zu haben, und möchte die Zeit, die ihm noch vergönnt sei, in Ruhe verbringen. Solange seine Kräfte reichten, hatte er gewirkt und das schöne Vorrecht des Glücklichen ausgeübt, aufmunternd und tätig zugreifend denen zu helfen, mit denen das Schicksal weniger glimpflich verfuhr. Viele gedenken seiner heute und auf lange Zeit in herzlicher Dankbarkeit.

H. Freundlich.

Sitzung vom 11. April 1927.

Vorsitzender: Hr. W. Schlenk, Präsident.

Das Protokoll der Sitzung vom 14. März 1927 wird genehmigt.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem am 23. März 1927 in Tiflis im 78. Lebensjahre erfolgten Tode unseres langjährigen Mitgliedes, Hrn. Prof. Dr.

P. MELIKOFF,

korrespondierenden Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften des Sowjetbundes. In einem der nächsten Hefte wird eine kurze Schilderung des Lebensganges des Dahingeschiedenen erscheinen.

Die Anwesenden erheben sich zur Ehrung des Verstorbenen von ihren Sitzen.

Unserin früheren Präsidenten, Hrn. O. Wallach (Göttingen) wurden anlässlich seines 80. Geburtstages die Glückwünsche der Gesellschaft durch die folgende, von Hrn. W. Borsche (Frankfurt a. M.) verfaßte Adresse, übermittelt:

Herrn
Geheimrat Professor
Doktor Otto Wallach
zum 80. Geburtstag
am 27. März 1927.

Die Deutsche Chemische Gesellschaft.

Hochverehrter Herr Jubilar!

Mit ganz besonderer Freude bringt Ihnen die Deutsche Chemische Gesellschaft heute die wärmsten Glückwünsche zu Ihrem achtzigsten Geburtstage dar; denn sie fühlt sich Ihnen eng verbunden als einem ihrer ältesten und treuesten Mitglieder, das seit über 57 Jahren, seit dem 8. November 1869, uns angehört. Sie haben, wie Sie in Ihren vor einigen Jahren veröffentlichten Lebenserinnerungen erwähnen, als Assistent unseres ersten Sekretärs H. Wichelhaus an den Maßnahmen für die Drucklegung der Berichte tätigen Anteil genommen, Sie haben bereits im zweiten Jahre unserer Zeitschrift eine Arbeit über „*p*-Toluidin und Bromtoluol“ in unserer Zeitschrift veröffentlicht und auch nach Ihrem Fortgang aus Berlin durch eine stattliche Reihe wertvoller Abhandlungen zu Ihrem Aufblühen und dauernden Gedeihen beigetragen. Dazu haben Sie sich trotz